

Zum Gedenken an Ernst Schürch (1875-1960)

Autor(en): **Sommer, Hans**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **26 (1970)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Gedenken an Ernst Schürch (1875—1960)

Von Dr. Hans Sommer

Vor zehn Jahren, am 26. Januar 1960, starb in Bern der hochverdiente Presseemann und Politiker Ernst Schürch, Chefredaktor des „Bunds“ und Ehrenmitglied des bernischen und des deutschschweizerischen Sprachvereins. Wenige haben so viel für unser Land getan wie er: Schürch war in der schweren Zeit, als die braune Flut von Norden her die Schweiz und ihre Unabhängigkeit bedrohte, ein unerschütterlicher Wächter im Sturm, ohne Rücksicht auf die Gefahren für die eigene Person, die eine so kompromißlose Haltung heraufbeschwören konnte.

Verschiedene Veröffentlichungen belegen die unbeugsame politische Haltung Schürchs dem fremden und unmenschlichen Tun des Nationalsozialismus gegenüber: „Ausflug ins dritte Reich“ heißt eine Artikelreihe aus dem Jahre 1933; sie beweist, wie klar und hellichtig der Chefredaktor des „Bunds“ die Zustände in Hitlers gleichgeschaltetem Deutschland beurteilte — zu einer Zeit, da viele noch geneigt waren, den „frischen, ordnungschaffenden Geist“ als das entscheidend Neue in der nationalsozialistischen Bewegung zu sehen. Die Schrift „Als die Freiheit in Frage stand“ (1946) bildet den Abschluß- und Rechenschaftsbericht dieses aufrechten Kämpfers für Recht, Freiheit und Menschenwürde; der Sammelband „Bemerkungen zum Tage“ endlich (1942) vereinigt eine Auswahl von Leitartikeln und Feuilletons verschiedenen Inhalts; doch auch hier liegt der Hauptton auf der Politik, der Sorge um die geistige Gesundheit des Schweizervolkes. 1944 erfüllte die Universität Bern eine selbstverständliche öffentliche Dankespflicht, als sie den unermüdlichen Mahner und Volkserzieher zum Doktor der Rechtswissenschaft ehrenhalber ernannte.

Und uns war er mehr.

Während Jahrzehnten zählte Ernst Schürch zu den tätigsten und angesehensten Mitgliedern des bernischen und des deutschschweizerischen Sprachvereins. Wie oft äußerte er sich in seiner trafen Art zu den verschiedensten Fragen des sprachlichen und des kulturellen Lebens, im „Sprachspiegel“, in Plaudereien und Vorträgen bei Vereinsanlässen. Da genoß man sein zuchtvolles Hochdeutsch, sein ungemein plastisches, ungekünsteltes Bärndütsch, und es wurde einem dabei wie selten sonst bewußt, daß die Sprache das Spiegelbild des Geistes ist („le style c'est l'homme“), und daß Wilhelm von Humboldts Wort, im Blick auf die Völker gesprochen, auch auf Einzelmenschen zutrifft: „Die Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ist ihre Sprache; man kann sich die beiden nicht identisch genug vorstellen.“

Ernst Schürchs Sprache läßt sich vielleicht am besten mit dem Selbstzeugnis Lessings charakterisieren: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.“ Tatsächlich: Deutlichkeit, Klarheit und Entschiedenheit sind die ersten und wesentlichsten Merkmale seines Stils. So schreibt ein klar denkender und entschieden handelnder Mensch. Hinzu kommt als weiteres Element ein tüchtiger Schuß Volkstümlichkeit, genährt vor allem aus der natürlichen Verbundenheit mit den Lebensgewohnheiten und der Sprache seiner emmentalischen Heimat in Großhöchstetten. In den Jugenderinnerungen „Ein Kind fährt in die Welt“ (1942) verwendet der Schreiber, der grundsätzlich für eine reinliche Trennung von Mundart und Hochsprache eintrat, unbedenklich Dialektwörter, um so den richtigen Heimatgeruch herbeizuzaubern: Räder „schättern“ oder „tschädern“; Fuhrwerke „räblen“, etwas hat „Kust“ usw. Schürch wurde im übrigen nicht müde, auf die unersetzlichen Kulturwerte hinzuweisen, die wir „in unserer Volkssprache entweder zu erhalten oder aber zu verlieren haben“: Jedes Wort, so sagte er einmal, habe einen eigenen geistigen Gehalt, um den wir ärmer werden, wenn wir das Wort verlieren. Als das bedeutendste Vermächtnis für diese Seite seines sprachpflegerischen Wirkens darf das 1944 erschienene Bändchen „Hüb Sorg zum Schwyzerdütsch“ gelten. Hier macht der Verfasser deutlich, daß unsere Mundarten zur Erfassung der Erscheinungen dieser Welt auch dort noch reiche Mittel einzusetzen haben — vor allem im Gebiet des sinnlich Wahrnehmbaren —, wo die Schriftsprache sich mit wenigen zusammenfassenden, oft recht abstrakt anmutenden Ausdrücken zufrieden geben muß. „Uf welem Boden ischt e chächeri Wortfamilie gwachse weder öppe

die: *chlepfe, Chlapf, Chlupf, verchlepfe, erchlüpfe, chlüpfig...* Hei mir nid für *quer d'Wahl* zwüsche *tromsig, zwäris, tschärbis*, für *schiefstehen: helte, chiere...*“ Anhand von Beispielen und Gegenbeispielen gibt Schürch aber auch Ratschläge für den mundartlichen Satzbau, die Mundartrede überhaupt. So im launigen „Präsidialbericht vom Gmeinnützigem Verein von Oberschwablingen“. Oft und immer wieder wies Ernst Schürch auf die hohen Möglichkeiten der Schriftsprache in Dichtung, Wissenschaft und Kirche hin, auf die natürliche Ehrfurcht unseres Volkes vor der durch die Wortverkündigung geheiligten Sprache der Bibel. Aber seine große Liebe gehörte der Mundart, seinem Bärndütsch. Schönstes, wenn auch kaum dauerhaftestes Zeugnis dafür ist die „Stübli“-Ecke des „Bunds“, die er ins Leben rief und viele Jahre lang unter dem Decknamen „Strüßli“ auch selber betreute. Als er mit nahezu 85 Jahren, am 25. Dezember 1959, von seiner großen Lesergemeinde Abschied nahm — schweren Herzens: „Es mueß jitze sy, der Dokter het's gseit!“ —, betonte er noch einmal, worum es ihm gegangen war: Das „Stübli“ sollte ein Ort der Begegnung sein, wo man miteinander plaudern konnte, „jede, wi ärs vo der Mueter glert het“, über alles und jedes, was die Leser beschäftigte, „u nid zletscht über d'Sprach sälber, wo under frömde Yflüsse schwär u all Tag schwärer glitte het.“ Sehr oft war in den „Stübli“-Spalten von Herkunft, Ursinn, Bedeutung und Bedeutungsschattierungen einzelner Wörter die Rede. Der „Stübli-Vatter“ erwies sich dabei immer als ein sicherer Kenner besonders der bäuerlichen Umgangssprache und ihrer Sachgrundlagen; daneben verstand er es ganz ausgezeichnet, die für viele recht geheimnisvoll angeordneten Schätze des Schweizerdeutschen Wörterbuches, des Idiotikons, zum Sprechen zu bringen. Mit Behagen gab er gelegentlich Funde aus der Lektüre alter Quellen zum besten, so etwa, als er beim Berner „Gymnasiarchen“ Samuel Schmidt die lustigen Ausdrücke „Knollborz“ für einen untersetzten, stämmigen Kerl, oder „Bscheidwurf“ für Echo entdeckt hatte.

Die große Lebensleistung jedoch hat der Zeitungsmann Ernst Schürch als Meister des Hochdeutschen vollbracht. In einem Vortrag nennt er die Sprache in Abwandlung des Luther-Wortes, wonach Sprache die Scheide sei, in der das Schwert des Geistes stecke, „die Schneide des Geistes“; denn im Gegensatz zu Schwert und Scheide seien Sprache und Geist nicht zu trennen, ohne Sprache sei auch der schärfste Geist keine Waffe.

Es ließen sich ungezählte Einzelbeispiele dafür liefern, daß Schürchs geistige Waffe stets blank und fein geschliffen war. „Gönn, Wandrer, eine Träne seiner Not: / Der Mann forcht sich zu Tode vor dem Tod...“ „Es gibt Leute, die den Schlotter im Herzen und die Nützlichkeit auf der Zunge haben“... oder solche, von denen man sagen kann, daß „eine Hand die andere wäscht, bis keine mehr ganz sauber ist“. So und ähnlich charakterisierte Schürch die Mitmenschen, auf die weder in guten, noch viel weniger in bösen Zeiten Verlaß ist. Oder er gibt zu bedenken, daß „niemals etwas Großes entstanden“ sei, „an dem nicht viel Kleines ausgesetzt wurde“. „Lasse die des Staates Zügel führen, / Mit dem Kopf, nicht mit dem Sitz regieren...“, liest man mit Schmunzeln in einem Gedicht zum Jahreswechsel. Die wenigen Proben weisen auf ein bedeutsames Stilmittel dieses Sprachmeisters hin: die Kunst, eine Aussage durch die überraschende Verwendung eines Paradoxons oder eines Gegensatzpaares zu verstärken. Augen- und ohrenfällig wird der antithetische Charakter beispielsweise in einer Ansprache vor Bieler Maturanden („Frei und reif“, 1944). Die Feier erinnere ihn, sagt er da, lebhaft an den eigenen Schulschluß in Burgdorf anno 1894: „in der Tasche das kaum noch trockene Reifezeugnis und in der schmalen Brust das innige Gefühl der Unreife“. Er freute sich mit seinen jungen Zuhörern, daß für sie nun die „Not der Noten“ ein Ende habe, forderte sie aber gleichzeitig auf, sich in ihrem inneren Wachstum durch nichts und niemand hindern zu lassen: Keine Erziehung und keine Politik „darf aus der Multiform der Natur eine Uniform der Dressur machen“. Dem „grauen Werktag“ setzt er einen „patriotischen Sonntag“ gegenüber; Freiheit ist „ein ewiges Ziel und eine tägliche Aufgabe“.

Diese Vorliebe für die spannungsgeladene gegensätzliche Aussage verbindet sich bei Ernst Schürch mit einer ausgesprochenen Freude an den vielfältigen Möglichkeiten des Wortspiels. Zum „Oberjammern“ machen die ewig Unzufriedenen die Schweiz. In der Basler Wiedervereinigungsfrage unterscheidet er einmal die eigentlichen „Landschäftler“ von den „Randschäftlern“ um die Stadt herum. Die Politik der Nazis ist gekennzeichnet „durch die runde Behauptung und das Schlagartige“, dies gehe „vom Schlagwort bis zum Faustschlag“. Nicht selten stößt man bei Schürch auf ganze Wortspielreihen und wundert sich über die Fähigkeit des Schreibers, ganz gewöhnlichen Wörtern durch den bewußt herbeigeführten Vergleich mit andern, ähnlich klingenden Begriffen neuen Glanz

zu verleihen. So bei Anlaß eines Trachtenfestes: „Das Volk fühlt, daß es nicht Masse werden darf, soll es nicht seelisch verkümmern. — Von der Tracht der Kleider zum Trachten der Herzen, von der Tracht nicht zur Einheits-, sondern zur Eintracht, vom Tragen zum rechten Betragen gegenüber den Eidgenossen: das ist, recht betrachtet, der Schluß von außen nach innen, den wir ziehen müssen...“

Es ist klar: eine solche Sprache, die zwar fast immer im Dienste des Alltags stand, hatte wenig flach Alltägliches an sich. Sie verlangte im Gegenteil aufnahmebereite, vor allem zum Mitdenken bereite und zum Erfassen sprachlicher Schattierungen fähige Leser. Aber der geraffte Scharfsinn, die aphoristisch anmutende Knappheit, das mit These und Antithese und Wortspiel operierende Satzkunstwerk, sie werden in Ernst Schürchs Prosa häufig durch eine originelle und einprägsame Bildhaftigkeit aufgelockert. Und zwar stehen seine Sprachbilder meist sozusagen noch auf ihrem Entstehungsboden, wirken frisch und unverbraucht und zwingen deshalb den Leser zum innern Schauen. Unnötig zu betonen, daß bei einem Stilmeister wie Schürch die Metaphorik immer aufs schönste mit dem Gedanken übereinstimmt.

Ungerufen, so will es einem vorkommen, stellten sich die treffenden Vergleiche beim Schreiber ein — Zeugen eines Erinnerungsschatzes, wie er in solcher Fülle und Vielfalt wohl nur dem Sproß eines alten Bauerngeschlechtes eigen sein kann. Man sehe sich die folgende kleine Betrachtung näher an: Inhalt und Sprachbild decken sich vollkommen. „Wer einmal Garben geladen hat, der weiß, daß man die Ähren nach innen kehrt. Es gibt gutbegabte Menschen, die ihr Bestes beständig nach außen wenden, um damit zu scheinen. Wie es einem verkehrt geladenen Erntewagen gehen müßte, so geht es ihnen. Die Garben rutschen auf die Straße. Solche Menschen bringen ihr Gut nicht ans Ziel. Seelisch verlottert und leer fahren sie in die Grube.“

Vieles möchte man noch herausgreifen. Daß dem gewandten Debatter und politischen Publizisten ein gutes Stück Ironie, gelegentlich mit Sarkasmus vermischt, zu Gebote stand, wird niemanden wundern.

Doch lassen wir's mit diesen Andeutungen bewenden (Schürch selbst hätte wohl schon lange ein knappes „Es tuet's!“ hervorgestoßen). Im übrigen soll das schöne Bild nicht verwischt werden, das sich vorhin ganz ohne unser Zutun vor das andere, das düstere, geschoben hat: Ernst Schürch war es gegeben, eine

reiche Lebensernte einzubringen — in jene große Scheune und Schatzkammer, in der für kommende Geschlechter der geistige Notvorrat des Schweizers gespeichert ist.

Zur neuen Auflage des „Siebs“

Von Hans-Martin Hüppi

Soll man die Aussprache regeln, so wie es mit der Rechtschreibung geschieht? Kann man es? Und wie?

Daß man solle, meinte schon Goethe in den „Regeln für Schauspieler“ und meinten nach ihm viele andere, Theaterleute, Lehrer und Sprachwissenschaftler, unter ihnen Theodor Siebs, der am Ende des 19. Jahrhunderts die damals geltenden Regeln festhielt, und in letzter Zeit schließlich auch die Professoren de Boor, Moser und Winkler, welche das Werk von Siebs umgearbeitet und in 19. Auflage herausgegeben haben.¹

Daß dieses Buch immer noch erscheint, beweist noch nicht, daß seine Regeln befolgt werden. Gesellschaftliche Veränderungen, die Verbreitung von Radio und Fernsehen, das Schriftbild mögen mächtiger wirken — bis zum Beweis des Gegenteils darf man annehmen, daß der erzieherische Einfluß solcher Regeln nicht umsonst sei.

Solche Meinungen über die Ausspracheregeln wecken kaum Widerspruch; der wird eher laut bei den Ansichten über das Wie. Siebs' „Deutsche Bühnenaussprache“ von 1898 leitete die Schauspieler zum richtigen Sprechen der deutschen Verstragödien an. 1922 erhielt das Buch den Untertitel „Hochsprache“; seine Regeln galten nun für einen breiteren Kreis als „Richtschnur, die in der Wissenschaft und Kunst anerkannt und auch für andere Gebiete der deutschen Sprachpflege, namentlich durch die Schule, nutzbar zu machen ist.“ Diese Erweiterung forderte allerdings auch eine Einschränkung: „Die Bemühungen um eine gute deut-

¹ Siebs. Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. Hg. von Helmut de Boor, Hugo Moser und Christian Winkler. 19., umgearbeitete Aufl. Berlin: de Gruyter 1969. X, 494 Seiten, Leinen DM 32.—.